Heimatblätter

für Castrop und Umgegend.

Monatsschrift des Vereins Heimatpflege.

5. Jahrgang	Nr. 7	Juli 1926

Es gibt drei Stufen der Heimatliebe: Die erste: der Heimat den Rücken kehren, den Himmel stürmen wollen, die Welt aus den Angeln heben; die zweite: sich, der Welt gram, der Heimat wieder zuwenden, in ihr alles sehen, sie zum Mittelpunkt alles Lebens machen, die Welt da draußen verachten; die dritte und höchste: mit der Heimat im Herzen die Welt umfassen, mit der Welt vor Augen die Heimat liebend und bauend durchdringen. Drei der Stufen: Such' und find'.

Gorch Fock, gefallen in der Seeschlacht am Skagerrak.

Die Pest in unserer Heimat.

Von B. Stegmann-Sodingen.

Wenn häufig das Mittelalter als das Zeitalter der ansteckenden Krankheiten bezeichnet wird, so hat man wahrlich ein gutes Recht dazu. Die Kunst der Aerzte und die Errungenschaften auf dem Gebiete der Medizin standen noch auf einer niedrigen Stufe. So war es nicht zu verwundern, wenn die damaligen Seuchen oft so verheerend wirkten. Wohl die am meisten gefürchtete Krankheit, die das Mittelalter kannte, war der Aussatz oder die Lepra. Ursprünglich nur im Orient herrschend, war es die für ansteckend und unheilbar gehaltene Seuche. Sie kam im 7. Jahrhundert über Italien nach Frankreich und dem westlichen Europa. Bereits im 9. Jahrhundert tauchte sie auf deutschem Boden auf und zeigte ihre Wirkungen zuerst in Süddeutschland. Da die Bevölkerungsdichte zu damaliger Zeit noch nicht sehr groß war, so schenkte man der Krankheit erst keine genügende Beachtung. Anders war es aber schon im 12. Jahrhundert. Die damals aufkommenden Städte mit ihrer dichten Bevölkerung und ihren ungesunden Wohnungsverhältnissen gaben einen besonders günstigen Nährboden für die Weiterverbreitung der Seuche ab. Allmählich erkannte man ihre ungeheuerliche Wirkung und versuchte, sie durch Maßnahmen einzudämmen. So wurden die Kranken, Leprosen oder Melaten genannt, ausgewiesen. Sie mußten sich gewöhnlich auf freiem Felde in einzelnen Hütten als Feld- oder Sondersieche ansiedeln. Später brachte man sie in eigens für sie bestimmte Spitäler, die an abgelegenen Stellen errichtet waren. Ihr Leben fristeten die Unglücklichen, wenn sie nicht den bemittelten Kreisen angehörten, meist mit Almosen. Zu einer bestimmten Zeit und unter genau vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln durften sie sich das Notwendigste erbetteln. In unserer Gegend machten sich die Kranken durch das Tragen einer bestimmten Tracht von weitem erkenntlich und warnten mit dem knarrenden Geräusch einer Klapper jeden Begegnenden vor allzu großer Annäherung. Trotzdem konnte man nicht vermeiden, daß der Aussatz immer weiter um sich griff und so dauernd neue Hospitäler erbaut werden mußten. Aus alten Urkunden geht hervor, daß Dorsten schon frühzeitig ein Leprosenhospital mit eigener Kapelle und eigenem Priester hatte. Ueberall lagen die Bauten an der

Grünsand und der Emscher-Mergel sind meist so tonreich und plastisch, wie schon oben erwähnt, daß sich weder Klüfte darin offenhalten, noch von oben die Wasser durchsickern können. Der harte, feste Mergel des Turons ist an vielen Stellen von einem Netzwerk offener Austrocknungsklüfte durchzogen, die zur Wasseransammlung geeignet sind. Die Recklinghäuser Sande des Senons vermögen sich infolge ihres lockeren Gefüges und des Mangels toniger Bestandteile nicht gegen die vom Tage her eindringenden Wasser abzuschließen. — Die Wasser des Emscher-Mergels sind größtenteils Süßwasser, dagegen ist das Turon reich an Solen. Im Senon ist bisher noch nie eine Solquelle entdeckt worden. Es ist demnach der Emscher-Mergel das oberste Glied der Kreide des Münsterschen Beckens, welches Sole führt. Beim Abteufen der ersten Schächte der Zeche Constantin der Große stieß man in dem klüftigen, weißen Mergel auf salzhaltiges Wasser. Der Bergmann kennt die Kluftspalten des Turons, die oft Solquellen mit freier Kohlensäure und Petroleumgasen führen. Nach Huyssen hat man in einer ganzen Anzahl von Bohrungen im Turon schon 1855 schwache Solen angetroffen, so z. B. bei Herne und Haus Bladenhorst.

Der Emscher-Mergel ist das mächtigste Glied der Kreideformation, das für den Bergmann in Frage kommt. Aufschlüsse in unserer Gegend, auf Constantin VI, Graf Schwerin und König Ludwig IV zeigen Werte für die Mächtigkeit des Emscher-Mergels von 58 Metern, 107 Metern und 320 Metern. Mit der Entfernung von der Küste nehmen die Ablagerungen des Meeres an Ausdehnung in der Tiefe zu. Bedenken wir, daß wir in der Nähe des südwestlichen Küstenrandes des ursprünglichen Emscher-Meeres liegen, so ist es erklärlich, daß die Mergelschichten nach Nordosten zu mächtiger werden. Dies geht schon aus den obigen Werten hervor. Das nordöstliche Profil durch die Ablagerungen des Kreidemeeres zeigt die Gestalt eines Keiles, dessen obere Kante etwa horizontal verläuft, während die untere nach Nordosten zu mit 2—3 Grad einfällt. Wir können daraus in etwa die Mächtigkeit der Kreide in den einzelnen Zonen berechnen, die in der Gegend von Ahlen i. W. 700—800 Meter beträgt. Als Meeresablagerung ist der Emscher-Mergel geschichtet. Die Schichtung

tritt deutlich in die Erscheinung in der „Mergelkuhle" des Beimbergs-Sodingen, der Holthauser Ziegelei, des Weinbergs in Holthausen und des Hügenbergs in Holthausen-Castrop. Ueberhaupt sind die Aufschlüsse für das Studium der Verhältnisse im Emscher-Mergel wohl geeignet. Sonst sind gute Eindrücke in den Mergel infolge der leichten Verwitterbarkeit des milden, grauen oder bläulichen Gesteins an der Tagesoberfläche spärlich. Der leicht zerfallende Mergel dient infolge seines Kalkgehaltes zur Düngung der Felder. Aus den wie Inseln aus der Landschaft hervorragenden Mergelerhebungen fährt ihn der Bauer auf sein Feld, wodurch er in der „Mergelkuhle" zugleich die Schichten freilegt. Die leichte Verwitterbarkeit ist die Ursache, daß Versteinerungen in den Aufschlüssen nicht sehr häufig angetroffen werden. Diese sucht man am besten in frischen Aufbrüchen. Bei hiesigen Ausschachtungen wurden neuerdings wieder einige große Exemplare von Inoceramen gefunden.

2. Die Eiszeit.

Die erwähnten Mergelinseln sind Erhebungen, die in das ruhige Bild der Landschaft etwas Abwechslung bringen. Wie erklären wir uns deren Entstehung? Um diese voll zu würdigen, müssen wir eingehen auf die Geschehnisse, die sich in der Nachkreidezeit in unserer Gegend abspielten. Mit der Kreideformation schließt das Mesozoikum, das Mittelalter der Erdgeschichte, ab. Es folgt das Känozoikum oder die Neuzeit. Dieser Zeit gehören an das Tertiär und das Quartär. Das Tertiär, wohl auch Braunkohlenformation genannt, liegt bei normaler, d. h. dem Alter entsprechender Folge den Schichten der Kreideformation auf, ist jedoch in unserem Gebiet nicht vertreten. — Der Name Tertiär ist unpassend. Er stammt aus der Zeit, da man die Schichten der Erdrinde in vier Gruppen einteilte: Primär-, Sekundär-, Tertiär- und Quartärformation. — Um so wichtiger ist für uns das dem Tertiär folgende Quartär. Das jüngste Glied desselben ist das Diluvium, dem das Alluvium folgt, die Zeit, in der wir heute leben. Diluvium bedeutet Sündflut. Die Diluvialablagerungen wurden nämlich früher als „Schwemmland", und zwar als Absatz aus dem Wasser der Sündflut aufgefaßt. Heute weiß man jedoch, daß die Ablagerungen

einer Zeit angehören, die das Festland mit gewaltigen Eismassen bedeckt sah, und die man deshalb besser als Eiszeit bezeichnet. Die folgenden Ausführungen sollen vom Einfluß derselben in unserer Gegend handeln.

Für Nordeuropa nehmen wir drei Eiszeiten an. Von Skandinavien und Finnland her wälzten sich gewaltige Eismassen nach Süden, wo vor einigen hunderttausend Jahren eine bedeutende Temperaturerniedrigung erfolgte. In der ersten Eiszeit reichte die Vereisung nur bis in die Gegend von Hamburg. Später wich das Eis infolge Temperaturerhöhung im Süden wieder zurück. Es war die erste Zwischeneiszeit. Danach drangen die Eismassen abermals vor und gelangten diesmal in unsere Heimat, bis zum Ardey und Haarstrang. Nach der zweiten Zwischeneiszeit kamen sie nur bis zur Lüneburger Heide, um sich dann für dauernd nordwärts zurückzuziehen. — In der zweiten Eiszeit sind also die Eismassen am weitesten nach Süden vorgedrungen. Auf ihrem Wege hierher haben sie von dem Untergrunde Gesteinsmassen mit hierher transportiert. Als das Eis später schmolz, blieben diese mitgeführten Gesteine zurück. Besuchen wir wieder unsere Aufschlüsse — die Ziegelei am Kommunalfriedhof in Herne zeigt in ihrem Aufschluß das beste Bild —, um einen Eindruck zu bekommen von der Art und dem Umfange des mitgeführten Materials. Ueber den festen Schichten des Emscher-Mergels finden wir hier zunächst ein weiches, plastisches Gestein, den Tonmergel. Er gehört nicht der Eiszeit an. Es sind die obersten, verwitterten Schichten des Emscher-Mergels. Die Mächtigkeit der Verwitterung ist an den einzelnen Stellen verschieden groß. Das hängt von der Exposition der betreffenden Schichten zu den Verwitterungseinflüssen ab. Untersuchen wir diesen Tonmergel, indem wir ihn mit etwas verdünnter Salzsäure begießen, so finden wir, daß er aufzischt. Damit ist der Beweis für das Vorhandensein von Kalk geliefert. Der gleiche Versuch mit dem festen, darunter lagernden Mergel zeigt uns ein viel kräftigeres Aufbrausen der Kohlensäure im Kalk. Es ergibt sich, daß der Tonmergel geringere Mengen an Kalk enthält. Durch die Witterungseinflüsse ist ihm dieser entzogen worden. Dafür ist der Ton um so reichlicher vorhanden. Wir haben es also mit

kalkarmem Mergel zu tun, der, weil der Tongehalt überwiegt, Tonmergel genannt wird. Im Gegensatz hierzu bezeichnet man den festen Mergel mit Kalkmergel. — Ueber diesem Tonmergel finden wir als jüngstes Glied der Eiszeit den Geschiebemergel. Durch den Druck der mächtigen, sich vorwärts schiebenden Eisdecke wurden die darunter liegenden Gebirgsschichten, wenn sie wenig widerstandsfähig waren, wie zum Beispiel der Emscher-Mergel, vollständig umgelagert. Hierfür kamen in erster Linie die verwitterten Tonmergel in Frage. In die zerriebenen Massen wurden Geschiebe fremder Gesteine hineingeknetet, die der Gletscher mit sich führt. Die auf diese Weise entstandene schichtungslose Grundmoräne nennt man Geschiebemergel. Der Geschiebemergel, der sich in den hiesigen Aufschlüssen zeigt, ist arm an fremden Geschieben. — Der Grund dafür soll später angegeben werden. — Wir haben hier vorzugsweise Material aus den benachbarten nördlichen Gegenden vor uns, aufgearbeiteten Mergel. Solche Ausbildung des Geschiebemergels bezeichnet man mit Lokalmoräne. Fand das Eis auf seinem Wege Widerstand durch anstehende Gesteinsmassen, so zertrümmerte es diese mehr oder weniger und legte die einzelnen Schichten in Falten. So kommt es, daß die Schichtung im Mergel zum Teil auseinandergerissen ist, wie wir das in den Aufschlüssen beobachten können. Die unteren Schichten liegen meist horizontal, während die oberen schräg aufwärts oder abwärts gerichtet sind. Ueber und wohl auch unter dem Geschiebemergel finden wir Grande, das sind Gerölle von Nuß- bis Stecknadelknopfgröße, und Sande. Diese Sande und Grande bilden in den Ziegeleien die Grenze für das Abstechen des Bodens. Die Ziegeleiarbeiter bezeichnen den Sand hier bei uns mit Schmiersand. Anderswo ist wohl auch der Name Senkel gebräuchlich. Die Grande und Sande setzen sich ähnlich wie die Lokalmoräne aus fremdem und heimischem Material zusammen. Die diluvialen (eiszeitlichen) Sande verraten den Anteil nordischen Materials an ihrer Zusammensetzung in der Regel durch ihren Feldspatgehalt, der aus den Graniten des Nordens stammt. Damit unterscheidet er sich von den reinen Quarz- oder Glimmersanden des Tertiärs. Weiter südlich von uns befinden sich in diesen unter diluvialen Sanden Reste von

schicht, durchquert alsdann die alluvialen (jetztzeitlichen) Ablagerungen im Emschertal und durchfährt von Huckarde aus die lößbedeckte Kreide. Nördlich von Lütgendortmund tritt sie wieder ins jüngere Diluvium, berührt östlich von Castrop oben besprochene Kreideinsel und führt von da aus weiter durchs jüngere Diluvium über Herne, Wanne und wieder durchs Alluvium über Herne, Wanne und wieder durchs Diluvium der Emscher nach Osterfeld im jüngeren Diluvium. — Die Emscher selbst kommt aus dem Grenzgebiet zwischen Karbon und Kreide östlich von Aplerbeck, durchschneidet die Kreide und tritt bei Dorstfeld ins Gebiet des jüngeren Diluviums, das es bis zur Mündung in den Rhein durchfließt.

Wie ist das Hellwegtal entstanden? Geschaffen werden Täler in der Hauptsache durch fließendes Wasser. Nun wird, wie schon ausgeführt, in unserer Gegend das breite Tal durchflossen von der Emscher. Von Norden und Süden fließen ihr kleine Bäche zu, der Dorneburger Bach, der Hoffteder Bach, der Ost- und Westbach, der Schmiedesbach, der Hellbach, der Sodinger Bach, der Langelohbach, der Landwehrbach. Die Kraft dieser Gewässer ist aber so gering, daß sie unmöglich ein solch großes Tal, wie es das Hellwegtal ist, geschaffen haben können. Als Schöpfer des Tales müssen wir die Gletscher ansehen. Als das Klima in unseren Breiten milder wurde, mußten sie den Rückzug antreten. Die zweite Zwischeneiszeit begann. Von dem schmelzenden Eise floß das Wasser mit großer Kraft. Die Landschaft, die sich davor ausbreitete, wurde von den Schmelzwassern überschwemmt, bedeckt mit dem Material, das der Gletscher in sich barg. Durch das steil abfließende Wasser wurde aber gleichzeitig der Boden ausgewaschen. Die weichen Schichten des Emscher-Mergels boten nur geringen Widerstand. Südlich von uns stellten sich die festeren Schichten des Turons entgegen. Im Norden gaben die festen Zwischenlagen des Senons weniger nach. Die ausräumende Tätigkeit der Schmelzwasser war damit auf ein begrenztes Gebiet beschränkt. So wurde das große Tal geschaffen, das Hellwegtal. Es ist ein Urstromtal. — Solche Urstromtäler erfüllen einen großen Teil des norddeutschen Flachlandes und werden stellenweise von den norddeutschen Flüssen benutzt. — Die

Schmelzwasser fanden einen Abfluß in westlicher Richtung. Die leichtlöslichen Bestandteile wurden mitgenommen. Die Sande und teilweise auch Lehme blieben zurück. Gleichzeitig bildete sich der Löß, der sich vornehmlich an den Uferrändern absetzte. Die Mächtigkeit des Lößlehms ist sehr schwankend. Sie hängt wohl von der Lage der einzelnen Gebiete zur ursprünglichen Windrichtung ab. Bei Bochum zeigte sich in den Aufschlüssen eine Mächtigkeit des Lößes von 1—4 Meter, bei Recklinghausen sogar von 8 Meter. Eingefaßt von den Lößablagerungen finden sich dann die Sande in dem Gebiet des lang anhaltenden damaligen Abflusses. Südlich von Bladenhorst wird der Boden allmählich nach Norden zu sandiger. Zu beiden Seiten der Emscher haben wir reinen Sand. Hierzu gehört auch das in der Gegend von Baukau und Bruch zwischen Herne und Recklinghausen durchschnittlich 10 Meter mächtige Fließlager des Emscher Bruches. Bei der Kanalisation der Emscher und des Landwehrbaches wurde fast auf der ganzen Strecke Fließsand angetroffen, wodurch die Arbeiten sehr erschwert wurden. Wie der Name schon sagt, ist der Fließ ein fließender Sand. Es fehlen ihm die bindenden tonigen Bestandteile, wodurch er mehr Festigkeit erhalten würde. Die Mächtigkeit des Fließes schwankt zwischen 0,90 und 10 Meter. Ueber die Sandbedeckung berichten die Namen vieler hiesiger Plätze: Cranger Heide, Hillerheide, Nettheide, Auf der Heide, Brandheide. Mit dem Auftauchen der Sande hört die Anlage von Ziegeleien auf. Während wir im Bezirk des Meßtischblattes Herne 17 Ziegeleien südlich der Emscher finden, liegt nördlich derselben nicht eine. Auch auf dem Blatt Recklinghausen treffen wir im eigentlichen Hellwegtale keine Ziegeleien an, erst südlich Recklinghausen, entsprechend dem Vorhandensein des Lößbodens, tauchen wieder Ziegeleien auf. Infolge der tiefen Lage des Hellwegtales und der Zusammensetzung der Talsohle aus sandigen und lehmigen Ablagerungen ist das Gebiet sumpfig. Das von den Höhen abfließende Wasser sickert in den Mulden nur langsam ein. Das Grundwasser steht wenig tief unter der Oberfläche. Der Boden ist deshalb zum Teil schwer begehbar.

(Schluß folgt.)

äußersten Grenze. Auch die Lage an einem Hügel entsprach ganz dem Gebrauch der damaligen Zeit. So ist es nicht ausgeschlossen, daß die vor 30 Jahren bei dem Abgraben des Hügels „Segensberg“ bei Hochlar aufgefundenen Menschenskelette von dort beerdigten Aussätzigen herstammen. Ein großes Leprosen- oder Melattenhaus befand sich in Köln, das unweit des jetzigen bekannten Friedhofes Melaten gelegen hat.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts scheint der Aussatz allmählich ausgestorben zu sein. Die Siechenhäuser wurden zum Aufenthalt verbrecherischen Gesindels. Deserteure, arbeitsscheue Personen, die sich als Aussätzige ausgaben, hatten für ihre Verbrechen eine willkommene Zufluchtsstätte, wohin der Arm der Gerechtigkeit nur selten reichte.

Nun zur Pest, die von unseren Vorfahren nicht minder gefürchtet wurde. Aber während der Aussatz, wenigstens bis zum 16. Jahrhundert, eine dauernde Gefahr für die Volksgesundheit bildete, kam die Pest nur von Zeit zu Zeit zum Ausbruch. Dabei war ihre Wirkung freilich um so furchtbarer, da sie bei ihrem äußerst ansteckenden Charakter rasch um sich griff und die von ihr Befallenen in kurzer Zeit dem Tode überlieferte. Schnell war er gekommen, und plötzlich verschwand der unheimliche Gast wieder, nicht selten ausgestorbene Städte und Dörfer hinter sich lassend.

Wie bei allen Krankheiten, gegen die mit ärztlichen Mitteln nicht viel auszurichten war, bestand auch der Kampf gegen die Pest vorwiegend in Vorbeugungsmaßnahmen. Das Einschleppen der Krankheit überhaupt zu verhindern, jeden Ausbruch bereits im Keime zu ersticken, war das Bestreben der über die Gesundheit der Bürger u. Untertanen wachenden Obrigkeit. Wurde aus der Umgegend Seuche gemeldet, so schloß jede Nachbarstadt ängstlich ihre Tore. Jeder eintretende Fremde kam unter ein scharfes Verhör. Erst nach den Fragen über das Woher und Wohin oder gar nach Vorlage eines Gesundheitszeugnisses erhielt der Ortsfremde den begehrten Einlaß. Kam aber trotzdem bei einem Einwohner die Krankheit zum Ausbruch oder zeigten sich verdächtige Merkmale, so setzten sofort strenge Vorkehrungen ein.

Verschiedene Berichte aus dem 16. und 17. Jahrhundert geben an, daß einzelne Bürger „der peste halben“ die Stadt verlassen mußten. Erkrankte bekamen die strengsten Anweisungen, sich von den gesunden Mitbürgern fern zu halten. Alte Stadtrechnungen zeigen an, wieviel Geld für Pestkranke verausgabt wurde. So findet man in Recklinghausen eine Rechnung aus dem Jahre 1578 vor, die angibt, daß die Kranken in das unbewohnte Bruch verwiesen wurden. Es heißt: „Item uff dem Brauke vor die kranken ein huisken gemaket, daraver gewesen ½ Dach, facit 1 schillink“. Dennoch ließ es sich keineswegs verhindern, daß die Pest mitunter eine größere Ausdehnung annahm. Leider liegen darüber zu wenig genaue Angaben vor. Als schlimme Pestzeiten werden in der Dortmunder Chronik die Jahre 1348, 1358, 1494, 1508, 1513, 1519, 1551—1552 genannt. Für die Stadt Recklinghausen lassen sich nur die mittelalterlichen Pestepidemien um 1350 und 1555 mit Sicherheit belegen. Nach der Stadtrechnung von 1555 muß in dem Jahre die Seuche einen ungewöhnlichen Umfang angenommen haben. Die Urkunde benennt eine größere Anzahl von Personen, für die auf Kosten der Stadt Särge beschafft wurden, so z. B. für den Boten und seine Frau, den Kirchhirten, den Organisten u. a. mehr. Außerdem ist von Holz die Rede, das auf städtische Kosten angekauft und zu Särgen für die Armen zugeschnitten wurde.

(Fortsetzung folgt).

Eine lustige Geschichte aus der Zeit der Gutsuntertänigkeit.

Schopohl-Bodelschwingh.

Aflöisung.

1809 wäören de Buren un de Küäters fri waoren, se künnen wenigstens fri wären, wenn se sik aflaoisern. Dat kostere owwer Geld, un Geld was rund un raor un et bläif derbi. Männigen was te ful, he läit Guats Water üäwer Guats Land flaiten, un et bläif est was. Entelne harren sik an de Arbet op'n Plaß sau wient, se künnt nit laoten, un bi düese Sorte haorn Epping un Papenheim ut Rauxel. Un wat soll dat? Se dähn binoh nix op'n Plaß un kräigen guet Jäten un Drinken. Harrn se maol ant Hus nix te daun, dann gengen de beiden en par Dage nao Bolswink. Met der Tid genk dat owwer nit mär sau lichte, de Bäin wäören stiewer un stiewer, un einsdags sag Epping: „Du, ek well di wat seggen, de Bäin de wellt nit

mä, fi wellt us aflaoisen laoten“. Un Papenheim schauf de Kappe op Siet, kleiere sik düär de griesen Haor un sag: „Wenn ek et Geld härr, ek dät“. „A wat, fi brukt kein Geld. Gaoh mä met, un laot mi mä küren. Met Rentmester Wagner sin fi ümmer feddig waorn, dao kann me met küren“. Un am annern Muargen stuekeren de beiden düör Riepers Biärg nao Bolswink. Rentmester Wagner käik ganz verwünnert ut'm Taorn, as he de beiden kommen saoh. Buten der Düär nähmen se de Kapp unnern Arm, un dann kämen se in de Rentei. Wagner gaff beiden de Hand un noidigere se op'n Staul. As genaug üäwert Wiär un de stiewen Knuaken kürt was, sag de Rentmester: „Na, waorüm sind dan vandage äigentlik kommen?“ Aoll Epping sag kuat un guat: „Här, de Buast es bi us beiden nao ganz guet, owwer de Bäin, de welt nit mä, un dao he fi dacht, fi wölln us aflaoisen laoten“. „Sau?“ sag Wagner, „dat härrnt all längst daun kunt. — Het ink üäwerlagt? — Wat well it betalen?“ — „Dat ha ek mi ümmer dacht“, meinde Papenheim, „wenn dat Betalen nit wäör!“ Un he dreihere de Kappe in äinswäg. Epping leit sik owwer nit verbistern un sag: „Paßt es op, leiwe Här. Fi het alle Jaohr iätlicke Dage op'm Plaß arbet, biäter es't, ek segge de Waohrheit, fi het hier un dao rümme staohn, fi het in Riepers Biärge Bessemrieser un Järstrieser un Fitstangen feddig makt, owwer alle füär us, fi het mangs en bietken Mist stret, owwer „d a o h n?“ näi, daohn he fi nix. Fi het us blaut frait opt Fraoistück, opt Middagiäten, op'n Koffi un opt Vesper un opt Bäier. Un ek maut seggen, dao he fi ümmer daohn, wat fi künnen. Un nu mein ek, de Baron kün frau sin, dat he us nit mär in der Kost hiät. Un riäk ek Bueter un Braut, un Fläisch un Gemeis un Erappeln un Bäier biäin, dann kann us de Baron wat rut betalen, dat he us los wärt“.

Düese Riäknung stimmere, dat wuß Wagner ganz genau, owwer et was duach bis dato keinem infallen, se sau driest optestellen. Daorüm kannt iäm ok keiner verüeweln, dat he en bietken krus waor. He pok ächtert Aktenschapp, kräig sinen Dagstock met em Disselnstiäker hiär un reip: „Nu est guet! Nu rut met ink! Un hännig rut un vam Huawe runneo! Süs giet met düem Rängel wat an de lahmen Knuaken! Jt Donnerkiels! Scha, dat Lui nit hier es!

Kömmt he, ek schicke ächternao in Riepers Biärg, dao kann he ink de Fuet vul Hagel scheiten, un wierkommen brukt mi miner liäwsdage nit“. Sau harren se Wagner nau nit schennen haort, un se trocken af as beguatene Rüens. — As de aolle Baron van Wagner düet Stücksken haor, schannte he as en Krieger, owwer de junge Baron Karl lachere, dat iäm de Traonen üäwer de Backe leipen. Un wat kam dervan? De ganze Geschichte es inschlaopen, un villichte wietet de Naoküemlinge van diän beiden aollen Härens nix mär dervan. Mi hiät et en aollen Hären ut Rauxel vertallt, un ek mein, an diäm Stücksken künn me sik van Dage nao freien.

Bodenverhältnisse unserer engeren Heimat.

Von S. Lindermann,
Holthausen bei Sodingen.

(Fortsetzung).

1. Die Kreidezeit.

An der Straße vom Holthauser Bruch nach Castrop reiht sich Quelle an Quelle. Desgleichen ist der Abhang zur Mont-Cenis-Straße sehr quellenreich. Wird beim Ausschachten eine Wasserader angestochen, so fließt das Wasser mit ziemlicher Stärke heraus, wie es augenblicklich bei der Kanalisation der Hermannstraße in Holthausen der Fall ist. Das Arbeiten wird dadurch sehr erschwert. Letzten Endes hat die allgemeine Kanalisation in hiesiger Gegend den Zweck, für genügenden Abfluß zu sorgen, der durch den Emscher-Mergel wenig gefördert wird. — Im Zusammenhang hiermit soll auf die Wasserführung des Emscher-Mergels und der ihn einschließenden Schichten eingegangen werden. Wo die Kreide vollständig ausgebildet ist, da finden wir über dem Emscher-Mergel eine Wechsellagerung von lockeren Sanden und festen kalkreichen Mergelbänken, das Senon, das erst im Recklinghäuser Gebiet angetroffen worden ist. Unter dem Emscher-Mergel liegt das Turon, ein weißer Mergel. Darunter befindet sich dann noch das zur Kreide gehörige Cenoman (Essener Grünsand), bis wir auf die Schichten der Kohleformation stoßen. Das Senon ist sehr wasserarm. Der Grund dafür liegt in der Beschaffenheit des Gesteins. Der Essener

Kohlen, die die Gletscher dort, wo sie entstanden, mitnahmen. Fehlen die Sande und Grande über dem Geschiebemergel, dann wird wohl auch letzterer zu Ziegeln verarbeitet. Im Gegensatz zu den roten Ziegeln des Lehmbodens sind sie gelb. Weil aber in unserer Gegend die Schicht der unterdiluvialen Sande meist zu mächtig ist (1—2 Meter), so lohnt sich ihr Abbau nicht, um die meist nur geringe Schicht des Geschiebemergels zu verarbeiten. — Wir haben gesehen, daß der Geschiebemergel das erste Glied der Eiszeit ist. Unter ihm lagern die Schichten der Kreidezeit. Demnach hat zwischen dieser und jener Zeit keine akkumulierende (aufbauende) Tätigkeit mehr stattgefunden. Im Zeitalter des Tertiärs waren in unserer Gegend die Kreideschichten unbedeckt. Das Meer hatte sich zurückgezogen. Die Verwitterung konnte bis zum Eindringen der Eismassen ungestört ihren Einfluß ausüben. Die stellenweise tiefe Verwitterungskrume des Emscher-Mergels ist so gebildet worden, später das Material für die Lokalmoräne liefernd. — Betrachten wir die aufgeschlossenen Schichten in der Ziegelei weiter. Es folgt nach oben das älteste Glied der Eiszeit, der Lehm, den man mit Lößlehm oder kurz Löß bezeichnet. Es ist ein staubfeines, ziemlich gleichmäßiges Material, gelb oder braun, streifenweise hell und dunkel gezeichnet. Das sind sogenannte „Eisenkonzentrationslinien“. Früher glaubte man, daß der Löß kalkfrei sei. Das trifft jedoch nur für die obersten Schichten zu. Das kohlensäurehaltige Wasser verwandelt den im Löß enthaltenen kohlensauren Kalk in löslichen doppelkohlensauren Kalk. Dadurch werden die obersten Schichten kalkfrei. Das Wasser führt aber den aufgelösten Kalk mit in die untersten Schichten, wo er sich wieder verfestigt. Es bilden sich hier Kalkknollen, sogenannte Kalkkonkretionen, die sich meist um Pflanzenreste, die in dem Lößstaub eingebettet sind, oder um Sandkörnchen konzentrieren. Ueber die Entstehung des Lößes schreibt das „Geologische Heimat- und Wanderbuch“ von A. und F. Franke, Verlag Ruhfus (Dortmund) folgendes: „Nach dem Abschmelzen des Inlandeises blieb der Geschiebemergel zurück. Weite Strecken waren baumlos. Also war die Oberfläche dem Winde preisgegeben. Die feinen tonigen und sandigen Bestandteile der Grundmoräne wurden durch den Wind herausgeblasen, weggeführt und an anderen Stellen wieder abgesetzt. Diese gleichmäßige, ungeschichtete Ablagerung des Windes nennt man Löß“. Man bezeichnet den Löß deshalb wohl auch als äolische — d. h. eine durch den Wind entstandene — Bildung. In unserer Gegend ist der Löß weit verbreitet. Er findet sich sowohl in den Tälern als auf den Höhen. Hier bildet er oft die oberste Schicht an der Tagesoberfläche. Das Verbreitungsgebiet reicht weiter nach Süden als das der übrigen diluvialen Ablagerungen, was sich aus der oben angeführten Entstehungsweise leicht ergibt. Der Löß überlagert bei uns teils die Sande des Diluviums, teils die Schichten der Kreide. Nach Süden zu bedeckt er die Schichtköpfe des anstehenden Steinkohlengebirges und reicht bis zum Ardey. — Für den Bauer ist der Löß von großer Bedeutung. Er gibt einen fruchtbaren Ackerboden ab und ist gut zu bearbeiten. Da die einsickernden Wasser die oberen Schichten mit der Zeit entkalken, so muß dem Boden neue Nahrung zugeführt werden. Diese wird den naheliegenden „Mergelkuhlen“ entnommen. — Für die Verarbeitung zu Ziegeln ist der Löß vorzüglich geeignet. Sie bilden deshalb den Hauptbaustoff für unsere Häuser. In einigen Ziegeleien wird der Lehm mit feingemahlenem Schiefermaterial vermengt und dann gebrannt.

Wir haben unsere Beobachtungen an den Ablagerungen der Eiszeit in Aufschlüssen gemacht, die den Erhebungen am südlichen Rande der Münsterschen Bucht angehören. Diese Erhebungen lehnen sich an die weiter südlich anstehenden Höhen des Steinkohlengebirges, und ihre Schichten bedecken letzteres hier bei uns. Die scharfe Grenze zwischen Kreide- und Steinkohlenformation (Karbon) zeigt sich deutlich südlich von uns, wo sie das Meßtischblatt Bochum in etwa westöstlicher Richtung durchzieht. Wir haben hier wieder eine Lücke im geologischen Aufbau. Ueber dem Karbon liegt bei normaler Folge als letztes Glied des Paläozoikums, des Altertums der Erdgeschichte, das Perm — nach der gleichnamigen russischen Provinz genannt. Es wird wohl auch als Dyas bezeichnet. Die Ablagerungen dieser Zeit sind in unserer Gegend nicht vertreten. Das Meer der Permzeit bedeckte nur die nördlichen und vornehmlich nordwestlichen Gebiete der Münsterschen Bucht. Dieses Meer war stark

salzhaltig. Seine Schichten greifen in die des Karbons und der Kreidezeit hinein und überlagern sie zum Teil. Durch die Verbindung wird die Sole in die vorhandenen Kluftspalten hineingeleitet. So finden wir bei uns diese aus dem Norden und Nordwesten hergeleiteten Salzwasser. Nach dem Paläozoikum folgt als jüngere Formation das Mesozoikum, das Mittelalter der Erdgeschichte, als dessen jüngste Ausbildung, wie sich aus den obigen Ausführungen ergibt, die Kreide anzusehen ist. Unter der Kreide liegen aber normalerweise noch Jura — nach dem Vorkommen im Jura benannt — und Trias, die Dreiheit aus Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper. Diese Schichten fehlen in unserm Gebiet vollkommen: die oberste Schicht des Paläozoikums, das Perm und die untersten des Mesozoikums, Jura und Trias. So ist nach dem Karbon das Land hier unbedeckt gewesen, bis nach langer Zeit das Kreidemeer die Landschaft überflutete und alles mit seinen Ablagerungen überschwemmte. Nicht weit von uns im Süden haben wir also die Grenze zweier zeitlich weit getrennter Ausbildungen, eine geologische Grenze. Unterschiede hier und dort im Landschaftsbilde sind natürlich gegeben durch die verschiedene Gesteinsbeschaffenheit. Während die gefalteten Sandsteine der Steinkohlenzeit einen ausgeprägten Wechsel von Erhebungen und Vertiefungen aufweisen, ist die hiesige Landschaft weit ruhiger und ausgeglichener. In der Karbongegend hat die Verwitterung in der langen Zeit seit jener Periode allerdings die ursprünglich scharfen Formen beträchtlich gemildert, jedoch ist es nicht schwer, die Unterschiede im Landschaftsbilde klar zu erkennen. — Die Mergelhöhen südlich und südöstlich von Herne fallen nach Norden ab und gehen über in die Münstersche Bucht. Mit einer geringen Neigung nach Norden breitet sich die Oberfläche aus. Nördlich der Emscher steigt das Land allmählich nach der gleichen Richtung hin an. In den Recklinghäuser Höhen sind die Kreideschichten wieder aufgeschlossen. Wir haben also einen südlichen und einen nördlichen Kreiderand. Dazwischen breitet sich ein Tal aus, das Hellwegtal. Es erstreckt sich von der Senne bis zum Rhein. Während der südliche Rand deutlich ausgeprägt ist durch die dem Steinkohlengebirge vorgelagerten Mergel, ist der Nordrand teils geschlossen, teils auseinandergerissen, sodaß an diesen Stellen das Hellwegtal ohne weiteres in die Münstersche Bucht übergeht. Wo dieser Nordrand eine Unterbrechung erfährt, ragen die Resterhebungen wie Inseln aus der Landschaft heraus, so bei Flierich, Kamen, Lanstrop, Brechten. Alle diese Inseln sind von einer Schicht des jüngeren Diluviums überlagert. Bei Castrop und Herne haben wir Inseln am Süduser des Hellwegtales. Bei Castrop erstreckt sie sich in nordwestlicher Richtung. Ihre Länge beträgt 4 Kilometer. Diesseits liegt Castrop, jenseits Bodelschwingh. Castrop selbst liegt im jüngeren Diluvium zwischen zwei Kreideinseln, die gut 1 Kilometer in nordwestlicher Richtung auseinander liegen. Aeußerlich macht sich dieser Mergelunterschied bemerkbar in den einschließenden Höhen von Castrop. Vielleicht haben diese Höhen nicht zuletzt Veranlassung dazu gegeben, Castrop gerade hier anzulegen, das somit eine Schutzanlage hat. Die westlich Castrop sich erstreckende Kreideinsel schickt einen Ausläufer bis in die Gegend östlich von Eickel. Ihre größte nordsüdliche Ausdehnung beträgt 6 Kilometer. In direkter Richtung von Herne nach Bochum wird sie zweimal durchschnitten. Herne liegt wie Castrop mitten im jüngeren Diluvium. — Die Breite des von den Kreidehöhen eingeschlossenen Hellwegtales schwankt. Von Kamen aus verengt sich das Tal nach Dortmund zu. Hier hat es die geringste Breite von 2250 Meter. Es biegt nach Norden um und verbreitert sich. Von Herne, am südlichen Rande gelegen, bis südlich Recklinghausen, wo der Kreiderand beginnt, beträgt die Entfernung 8 Kilometer. In der Richtung nach Bochum zu wird das Tal noch breiter. Von Bochum, das ebenfalls am Südrand liegt, sind es bis zum Nordrand 13 Kilometer. Dann verengt sich das Tal nach Westen zu immer mehr bis Osterfeld, wo es eine Breite von 3 Kilometern hat, und breitet sich zuletzt zum Rheine hin aus. Dem Verlauf des Tales folgt zum größten Teil die Emschertalbahn. Von Dortmund aus führt sie durch das jüngere Diluvium, worin der nördliche Teil Dortmunds liegt — der südliche liegt in der Kreide-